Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 185. Bromberg, den 13. September 1927.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen
von **Annette Freiin v. Droste-Hülshoff.**

(3. Fortsetzung.)

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die Tat lag klar am Tage; über den Täter aber waren die Anzeigen so schwach, daß, obschon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man noch nicht mehr als Mutmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsschreiber genötigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, teils neugierigen, teils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung, daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien.

Acht Forstbeamte wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten abends zur Runde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaukittel müsse Kunde zugekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „Wir sind angeführt, laßt uns heimgehen." — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaukittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile beratschlagt, ob es tunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten.

Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefällten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses ins Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden gewesen.

Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp blitzen sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Axt gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und sie waren sämtlich angesessene unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward hereingerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch keck. Das Verhör währte ziemlich lange und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich der Wahrheit gemäß, bis auf das Ende, das er geratener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen.

Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes; über dreiviertel Stunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Herde schon zehn Minuten später ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtsschreiber saß unmutig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?" — Friedrich sprang drei Schritte zurück. „Herr Jesus! ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen." Seine Augen waren rasch über das tödliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht," sagte er fest. — Es war die Axt, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an", fuhr der Gerichtsschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Axt wie andere", sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht." Der Gerichtsschreiber seufzte vor Unmut. Er selbst wußte um nichts mehr, und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Überraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht, und die darauf folgenden verschärften Maßregeln der Mut genommen; sie waren von nun an wie verschwunden, und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Axt lag zwanzig Jahre nachher als unnützes corpus delicti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch heute ruhen mag mit ihren Rostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu tun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle.

Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war.

In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen und er hoffte, es mit Hilfe des schwachen Mond-

lichtes zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammertür stand Simon, fast unbekleidet, seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?“ dachte Friedrich, und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?“ flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? ich will beichten gehen.“ — „Das dacht' ich mir; geh' in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ.“ — „Das will ich“, sagte Friedrich. — „Denk' an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten.“ — „Kein falsches!“ — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig.“

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?“ sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen.“ — „Ich, so?“ — „Wo ist Eure Axt?“ — „Meine Axt? Auf der Tenne.“ — „Habt Ihr einen neuen Stiel hinein gemacht? wo ist der alte?“ — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden.“

„Geh“, fuhr er verächtlich fort, „ich dachte, du seiest ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brenne, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh,“ fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Türpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Haus“, fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld“, seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch, dies hab' ich nicht gedacht, nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken.“ — „So geh', beicht'!“ flüsterte Simon mit bebender Stimme; „verunehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brot aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!“

Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammertür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon alles tat, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit, und vor allem ein grenzenloser Hochmut, der nicht immer den Schein verschmähte, und dann alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpierten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußern vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbte.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margreth immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirchweih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Trotz zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Übergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeyer, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich, und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im Oktober; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichtum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Überall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Taler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüchtige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten, als eine verstimmte Geige, ein Glas Branntwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war alles auf den Beinen; vor jeder Türe wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte jeder gern die Ehre des Dorfes oben halten.

Es war sieben Uhr abends und alles in vollem Gange; Jubel und Gelächter an allen Enden, die niederen Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, roten und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Herde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt, wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rund um und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominiert die zweite und eine große Baßviole mit drei Saiten, von Dilettanten ad libitum gestrichen; Branntwein und Kaffee im Überflusse, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest.

Friedrich stolzierte umher wie ein Hahn, im neuen himmelblauen Rock, und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsherrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Baßgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!“ rief er gebieterisch, und heran trat sein Schützling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenken Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen van Istrup!“ Der beliebte Tanz ward gespielt und Friedrich machte Sätze vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumme an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrien Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!“ sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenztisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!“ Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Bückling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!“

In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder, und heran drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgang strebend. — „Was ist's? was habt ihr mit unserm Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden,“ keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang.

Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück, aus Furcht, sich zu beschmutzen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid, als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!“ rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schützling; dann stieß er ihn an die Tür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg. Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Baßviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn,“ sagte er. „Jetzt den Brautmenuet! ich will Musik machen.“

„Eine prächtige Uhr!“ sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor.

„Was hat sie gekostet?“ rief Wilm Hülsmeyer, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?“ fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?“ antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun,“ sagte Hülsmeyer, „dergleichen hat man erlebt. Du weißt

wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm." — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseerlebnis.

Von **Adolf Thiele.**

Also da saß ich wieder einmal im D-Zug. Ich wollte Verwandte besuchen und hatte mehrere Stunden zu fahren. Wie jeder, der nicht oft reist, musterte ich die Mitfahrenden.

In unserem Abteil saß ein junger Mann, um den richtigen Ausdruck zu gebrauchen, in die Ecke geflegelt. Der „liebenswürdige" Jüngling hielt es für seine Aufgabe, die Nägel vor unseren Augen zu reinigen, im übrigen füllte er seine Zeit durch stumpfsinniges Starren und ungeniertes Gähnen aus.

Auf meiner Seite saß ein älterer Herr, ein unauffälliger Mann mit grauem Schnurrbart und einer Reisemütze.

Nach mir stieg noch ein Herr ein und vertiefte sich sogleich in seinen Reiseführer.

„Ich fahre immer wieder gern D-Zug!" sagte endlich der ältere Herr. „Als Junge bin ich bisweilen noch Post gefahren. Einmal komme ich mit meinem Vater auch zur Station, und da begrüßt der Postillon meinen Vater recht freundlich. „Nanu, kennen Sie mich denn?" fragte mein Vater. „Ja, ich habe Sie doch schon einmal gefahren", erwiderte der Postillon, „wissen Sie denn nicht mehr? Als ich den Wagen umschmiß, daß wir alle in den Graben fielen!"

„Seeehr gut!" sagte der Herr neben mir, auch der Dicke und ich schmunzelten, nur das Gesicht des jungen Mannes zeigte nichts als eine blasierte Miene.

„Da fällt mir etwas ein", sagte der ältere Herr, „was kürzlich einem Beamten von mir passiert ist. Der sitzt in der Eisenbahn, um nach Köln zu fahren. Da steigt sein Konkurrent ein. „Na, wo fahren Sie hin?" fragt er. „Nach Köln!" ist die Antwort. „Sie Schlauberger", meinte nun der Konkurrent. „Sie sagen, Sie fahren nach Köln, damit ich denken soll, Sie fahren anderswohin! Ich weiß aber zufällig, daß Sie doch nach Köln reisen! Also, warum schwindeln Sie mir erst vor? Mir können Sie doch nichts vormachen!" . . . .

„Seeeehr gut!" ertönte es aus dem Reiseführer heraus. Auch der Dicke schmunzelte. Auf der nächsten Station stieg er aus, und nun benutzte der junge Mann die Gelegenheit, die ganze Bank in Beschlag zu nehmen. Zuvor zog er mit wichtiger Miene eine Brieftasche hervor, zählte den Inhalt, eine ganze Anzahl Scheine, durch und legte sich dann, während wir zu dritt saßen, allein der Länge lang auf die Bank.

Ein halblautes „Seeeehr gut!" neben mir würdigte diesen Akt zielbewußter Energie. Dagegen schien der ältere Herr ganz mit dem jungen Manne einverstanden zu sein, wenigstens blickte er diesen und uns zufrieden und freundlich an.

Der junge Herr hatte außer seinen anderen sympathischen Eigenschaften auch die, daß er schnarchte. Er zog sogleich alle Register.

Der ältere Mann lächelte.

„Mein Sohn ist sehr müde", äußerte er. „Er hat diese Nacht getanzt. Wir waren bei Verwandten. Aber, meine Herren, wie unvorsichtig doch heutzutage die jungen Leute sind! Da sehen Sie nur meinen Sohn, wie sorglos er seine Brieftasche eingesteckt hat! Na wart', ich will dich lehren! Bitte, meine Herren, sagen Sie ihm nichts, ich will ihm einmal einen Schrecken einjagen!"

Und mit einem gemütlichen Lächeln beugte sich der ältere Herr über den Schlafenden und zog ihm die Brieftasche aus dem Rock. Lachend schwenkte er sie in der Luft, sagte nochmals: „Aber nichts verraten! Er wird schön gucken!" und steckte die Tasche ein.

Nach einem Weilchen nestelte er an seinem Handkoffer herum und legte ihn wieder an Ort und Stelle, seinen Hut legte er ebenfalls darauf. Später stand er auf und stellte sich im Gang ans Fenster, um drüben die Landschaft anzuschauen.

Schließlich erwachte der junge Mann, räkelte sich und rieb sich schlaftrunken die Augen. Sein Vater war noch nicht zurückgekehrt, er hatte, ohne daß wir darauf achteten, seinen Platz am Fenster im Gange verlassen.

Der junge Mann saß eine Weile wie geistesabwesend da, dann griff er nach der Seitentasche. Plötzlich wurde er munter; unter den Zeichen größten Schreckens rief er: „Meine Brieftasche ist weg!"

Wir lächelten, neben mir ertönte ein: „Seeeehr gut!"

„Ja, sie fehlt wirklich!" rief der entsetzte Jüngling.

„Nun, ängstigen Sie sich nicht!" sagte mein Nachbar. „Es ist nur Spaß! Ihr Herr Vater hat die Tasche an sich genommen!"

„Mein Vater?" rief der junge Mann aufgeregt. „Mein Vater ist ja zu Hause, wie soll denn der hierher kommen?"

„Nun — der Herr hier!" sagte zögernd mein Nachbar und zeigte auf den leeren Sitz. „Da sind ja noch sein Hut und sein Koffer!"

Das stimmte, die waren noch da, aber der „Vater" selbst war, wie der Schaffner feststellte, auf der vorhergehenden Station ausgestiegen.

Als ich meinte: „Das war einmal ein umgänglicher, konzilianter und unterhaltender Spitzbube!", antwortete mein Nachbar gemächlich über den Reiseführer hinweg: „Seehr gut!" — —

Wie sage ich es dem Autler?

Das Unangenehme der Autoraserei empfindet bekanntlich der, der im Wagen drinsitzt, erst dann, wenn er — plötzlich nicht mehr drin sitzt, d. h., wenn er herausgeschleudert wird. Peinlich ist es aber auf alle Fälle für die Leute, die „auf Schusters Rappen" nebenher tippeln müssen (es gibt deren noch etliche). Und auch die starken „Nebengeräusche" werden von den Fußgängern und Bewohnern oft sehr schwer empfunden.

Schade, daß es zu Zeiten des seligen Freiherrn von Knigge noch nicht den Typ des modernen Herrenfahrers gab. Er hätte uns sicherlich ein Kapitel „Über den Umgang mit Autlern" hinterlassen. Wir brauchten uns dann nur das Rezept durchzulesen und danach verfahren. So müssen wir uns selber damit plagen, das richtige System der Erziehung des „Landstraßenfressers" herauszufinden. Belehren wir ihn? Sollen wir ihn verwarnen, bedrohen oder gleich strafen?

Die Praxis zeigt, daß in den verschiedenen Ländern die Ansichten über den richtigen Weg weit auseinandergehen. In vielen Staaten so in Ungarn Frankreich und in der Tschechoslowakei begnügt man sich meist mit dem einfachen Hinweis auf die vorgeschriebene Höchstkilometerzahl, auf die Stunde berechnet. Nur in einzelnen Gemeinden findet sich ein Hinweis auf die Strafbestimmungen im Übertretungsfalle.

Am energischsten sprechen einige Schweizer Kantone mit den durchreisenden Autofahrern. Sie haben anscheinend so üble Erfahrungen gemacht, daß sie glauben, mit Bitten nicht mehr auskommen zu können, sondern gleich drohen zu müssen. So „begrüßen" sie im Kanton Thurgau den Autofahrer mit Warnungstafeln folgender Aufschrift:

Autofahrer!
vierzig Kilometer! Oder? —
200 Frank Geldstrafe.

Macht es der Schweizer mit — Deutlichkeit, dann liebt es der Amerikaner, mit dem ihm eigenen trockenen Humor rasende Autler zur Vernunft zu bringen.

So kann man in Nord-Amerika an besonders gefährlichen Stellen Warnungstafeln folgenden vielseitiger Inhaltes finden:

Achtung — Kurve!
Arzt, Apotheker 16 Kilometer westwärts!

oder

Vorsicht im Tempo!
Das nächste Krankenhaus in X ist
134 Kilometer von hier entfernt.

Auch mit der Statistik versucht es der Amerikaner. An einem besonderen Gefahrenpunkt in Springfield steht folgendes „Automarterl":

Achtung!
In Alabama gab es im Jahre 1926
138 Autotote!
318 Knochenbrüche u. 118 Schädelbrüche
durch Autoraserei!

In Belgien besteht ein genauer „Straftarif" gegen zu schnelles Fahren; ein Tarif, dessen Bestimmungen erst kürzlich sogar der König zu kosten bekam. Und Deutschland? Seltsam, das Land der Paragraphen, Vorschriften und „Reglements" ist dem Kraftfahrer gegenüber die „Liebenswürdigkeit selbst. In vielen

Teilen Deutschlands besonders in den südlichen Staaten, kann man vor den Toren der Städte und Dörfer Tafeln mit der Inschrift finden:

Bitte langsam fahren!

und darunter die Namensangabe des Ortes, in den man einfährt. Oft findet sich darunter noch ein Hinweis, aber nicht auf das nächste Krankenhaus, auf den Arzt oder Apotheker, sondern auf die nächste — Benzin- oder Dapolinstation. Den Gipfelpunkt der erzieherischen Höflichkeit erklimmt aber zweifellos das Ostseebad Misdroy. Dort wird der ankommende Autelmann mit folgendem Plakat begrüßt:

Automobilisten! Motorradfahrer!
Willkommen in Mysdroy!
Nehmt aber Rücksicht!
Die hier wohnen, suchen Ruhe!

und mit nachstehendem Plakat verabschiedet:

Automobilisten! Motorradfahrer!
Guten Weg!
Habt Dank für die Rücksicht!
Darum: „Auf Wiedersehn!"

Mehr „Gentilezza" kann man wirklich nicht verlangen Hoffentlich bleibt es kein „Versuch" am untauglichen Objekt.

Jger.

Der großmütige Löwe.

Eine orientalische Geschichte von **Manfred Ludwig.**

Dem mächtigen Sultan Saladin erging es wie einst dem König David. Als er auf dem Dache seines Palastes lustwandelte, erblickte er im benachbarten Garten eine wunderschöne Frau und entbrannte alsbald in heftiger Liebe zu ihr. Es war Fatime, die Gemahlin seines Großveziers Kara Mustafa. Und Ähnliches wie einst der Feldhauptmann Urias mußte der Großvezier nun erdulden: Saladin schickte ihn mit einem Erlaß in eine entfernte Provinz seines Reiches.

Darauf begab sich der Monarch unverzüglich zu der schönen Fatime. Aber die Frau erwies sich als klug und mutig. Mit ehrfurchtsvoller Verneigung empfing sie den Gewaltigen: „Verschmäht der Löwe nicht eine Speise, an der sich schon der unreine Hund gesättigt?" Den Sultan entwaffnete diese Kühnheit. Er stand betroffen; dann entfernte er sich wortlos und in überstürzter Eile.

Nun hatte aber der Großvezier den Erlaß seines Herrn mitzunehmen vergessen. Schleunigst kehrte er in sein Haus zurück. Doch wie erstaunte er, als er im Vorgemache seiner Frau die goldenen Pantoffel stehen sah, die der Sultan dort zurückgelassen hatte. Er glaubte alles zu durchschauen, aber er verriet seinen Argwohn nicht im geringsten.

Als Kara Mustafa jedoch seine Dienstreise beendet hatte und sich wieder bei seiner Frau einfand, da schwindelte er ihr vor, der Sultan habe ihm zur Belohnung für den so glücklich erledigten Auftrag einen neuen Palast geschenkt, den er nun mit den Möbeln seines alten Hauses ausstatten wolle. Fatime möge sich daher — um der Unordnung zu entgehen — zu ihren Eltern begeben.

Die junge Frau gehorchte, ohne zunächst den leisesten Verdacht zu schöpfen. Als aber die Tage verstrichen, ohne daß der Gemahl sich blicken ließ, schickte sie ihren Vater zu Kara Mustafa. Doch dieser antwortete dem Alten ausweichend; er stellte ihm anheim, beim Sultan über ihn Klage zu führen.

Fatimes Vater war recht vorsichtig, als er vor Saladin trat. Er sprach zu ihm: „Beherrscher aller Gläubigen! Deinem Großvezier habe ich einst einen wunderschönen Garten vermietet. Aber Kara Mustafa hat ihn seiner prächtigsten Blumen beraubt und will ihn nun, den Vertrag brechend, wieder an mich zurückgeben." — Darauf erwiderte der Großvezier, der dieser Unterredung beiwohnte: „Wohl würde ich mich gern auch weiterhin dieses köstlichen Gartens erfreuen. Aber ich habe die Fußspuren eines Löwen darin entdeckt. Ich kann an solch gefährlichem Aufenthalt keinen Gefallen finden."

Der Sultan verstand. „Kehre in den Garten zurück, Kara Mustafa!" sprach er zu seinem Großvezier. „Der Löwe hat darin keine einzige Blume geknickt; er soll ihn auch nicht wieder betreten."

Freudig eilte der Großvezier in die Arme seiner getreuen Fatime und liebte sie von Stund an mehr als zuvor.

Bunte Chronik

* **Eine weibliche Forschungsexpedition in Südafrika.** Mit großem Jubel wurden die beiden Engländerinnen Miß Gwen Dorrien Smith und Miß Cynthia Longfield begrüßt, als sie dieser Tage von ihrer Forschungsexpedition nach dem Süden Afrikas zurückkehrten. Es war keinesfalls ein einfaches und gefahrloses Unternehmen für diese beiden Frauen, die unwirtlichen Gebiete zu durchstreifen und sie werden nun von manchem Abenteuer zu erzählen wissen. Aber sie haben alles glücklich überstanden und haben die Aufgabe, der sie sich unterzogen, erfolgreich gelöst. Es handelte sich vor allem darum, eine Sammlung von seltenen Pflanzen zusammenzustellen und zu trocknen, ferner Schmetterlinge und andere Insekten mit heimzubringen. Fünfeinhalb Monate hat die Expedition gedauert. Große Strecken des Weges wurden von den beiden Frauen auf Motorrädern zurückgelegt, aber nicht immer war es möglich, dieses bequeme und zivilisierte Beförderungsmittel zu benutzen. Oft kamen sie in bedenkliche Berührung mit Klapperschlangen und anderen gefährlichen Reptilien. Bei den Eingeborenen erweckte natürlich dieser Besuch weißer Frauen großes Interesse und sie versuchten immer wieder an sie heranzukommen und sich durch Zeichen verständlich zu machen.

*

* **Abstecher mit dem Flugzeug.** Eine deutsche Schiffsfahrtsgesellschaft hat in diesem Sommer einen interessanten Versuch gemacht, der wohl bald Nachahmung finden dürfte. Sie gab einem ihrer Dampfer für eine Luxusreise im Mittelländischen Meer einen Junkerseindecker mit, der auf Deck mittels Tauen befestigt wurde. Jedesmal, wenn die Zeit beim Anlegen nicht reichte für einen Ausflug ans Land, wurde das Wasserflugzeug flott gemacht und den Passagieren des Schiffes Gelegenheit gegeben, den Ort wenigstens von oben aus zu besichtigen. Der Andrang zu diesen Abstechern war gewaltig.

Rätsel-Ecke

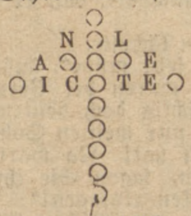
Viereck-Rätsel.

Blindschleiche, Heldengedichte, Verbesserungen, Versprechungen, Weihnachtsfest, Schulbleistift, Silberbestecke, Leinewandstoff, Schußmuendung, Prophezeiungen, Scheiterhaufen, Reichsverweser, Gesellenstueck, Weichensteller.

Die genannten Wörter sind in einem Viereck von 14 × 14 Feldern so untereinander zu bringen, daß von links oben nach rechts unten eine schräge Linie entsteht, die eine bekannte Herbstblume nennt.

*

Schirm-Rätsel.



Die Kreise obiger Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen und zwar derart, daß die wagerechten drei Reihen einen Fluß in Ägypten, einen Feuerungsrückstand, einen freien Beruf und die senkrechte Mittelreihe einen Zeitabschnitt nennt.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 182.

Uhren-Rätsel:

N	a	c	h	t	w	a	n	d	l	e	r
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.